

Der Landbote.

Volkstümliche Freibeilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 13.

— o Erscheint allmonatlich. o —

1918.



Jeder Mensch muß nach seiner Weise denken; denn er findet auf seinem Wege immer ein Wahres oder eine Art von Wahrem, die ihm durchs Leben hilft. Nur darf er sich nicht gehen lassen, er muß sich kontrollieren; der bloße nackte Instinkt geizt nicht dem Menschen.

Goethe.

Die Stiefel.

Von Egon Hiltgenberg.

Ein Paar Stiefel sind eine schöne Sache, — wenn man sie nämlich besitzt —, namentlich in den jetzigen Zeiten. Unschätzbar sind aber ein Paar derbe, wasserdicke Schaftstiefel; nicht gerade zur Besuchszeit auf dem Smyrnateppich, wohl aber an den Füßen des Soldaten, der bei dem regelrechten „Dredwetters“ im Eilmarsch durch alle hoch aufspritzenden Pfützen der mit auch sonst allerlei lieblichen Überraschungen versehenen galizischen Landstraße tapft. Die Füße bleiben trocken, mag sich auch noch so viel Schmutz bis obenhin auf besagten Stiefeln sammeln. Schön sehen sie ja dann zwar nicht aus; aber blizblante Lackschuhe kann man ja schließlich nach dem Kriege wieder anziehen.

Weniger angenehm wirken die guten Schaftstiefel nachher abends im Quartier, wenn sie das an und für sich harmlose Bestreben haben, sich infolge der Kälte wie ein Igel zusammenzuziehen. Wenigstens sind die Füße dieser Ansicht; und tatsächlich fühlt man so was wie die Nähe des siebenten Himmels, wenn man sie mit etwas Mühe von den Füßen hat und todmüde auf das — lieber nicht näher zu untersuchende — herrliche Lager sinkt.

Leider folgt auf jede schöne Nacht ein Erwachen; und diesmal war's ein Erwachen mit der Aussicht auf einen 25 Kilometer-Marsch nach der Front zu. Mein erster Blick fiel auf die Uhr und zeigte mir, daß ich noch 1¼ Stunden Zeit hatte; mein zweiter auf meine Stiefel, die haarsträubend schmutzig und heimtückisch zu Füßen meines „Bettes“ standen und mit den anderen im Raum befindlichen Stiefeln an Schönheit des „Schußfärbungsüberzugs“ wetteiferten. Ich kratzte mich hinter den Ohren und nahm dann mit kühnem Griff die Langschäftenen vor; erst mal den linken; der ging immer leichter anzuziehen als der rechte! Also, was soll ich sagen? Er ging weder leichter noch schwerer, sondern überhaupt nicht anzuziehen! Ich veruchte, ihm mit den verschiedensten Methoden beizukommen. Zunächst durch Sanftmut. Er blieb verstockt. Dann durch sehr kräftiges Ziehen. Er blieb verstockt, ein Zug in meiner Hand und die Haut an der Innenseite meines rechten Zeigefingers an dem Zug. — Ich ging zum Stampfen über, worauf Peter Gräfe schrie, ich solle nicht solchen Krach machen. Er wolle in Ruhe Kaffee trinken. (Das hätte ich auch gern gewollt.) Kamerad Muzurel gab mir freundschaftlichst einen Rat: „Nuhst sich Stibbelanzieherr dazwischen fieden!“ (Und das in einer galizischen Scheune!) — Jetzt lag ich auf dem Rücken und stemmte den Fuß gegen die Oberlante meines Lagers, worauf ich die Augen gehäuft voll von Wörtern bekam. Ich hüpfte wie ein lahmer Rabe im Zimmer umher zum lebhaften Interesse aller Kameraden, die alle beim Kaffee saßen, bis auf Karl Gemann, der natürlich noch schlief. Und der Unteroffizier sagte: „Beilen Sie sich! In 25 Minuten müssen wir antreten!“

Mittlerweile war auch die Haut an der Innenseite des andern Zeigefingers futsch; aber ich hatte ja noch weitere acht Finger zur Verfügung und versuchte es nun mit den Mittelfingern. Herrgott, 25 Minuten! Und was sollte erst mit dem rechten Stiefel werden! — Die Angst befüllte den eilenden Fuß: ein gewaltiges Aufstampfen, daß Karl Gemann entsezt aus dem Schlaf aufsprang, und das Unmögliche war Tatsache geworden: der Stiefel saß! Er saß wirklich! Fest und unerschütterlich! Und die Kameraden schrien: „Hurra!“ — Nur Karl Gemann hatte nicht mitgeschrien, kam jetzt langsam angewatschelt, machte sein schlafmüdiges

Gesicht und sprach gemächlich: „Sag' mal, warum ziehst du eigentlich m e i n e Stiefel an?“

Aus dem brausenden Gelächter vernahm ich dann seine Erklärung, daß er meine Stiefel gestern abend daneben in die Ecke gestellt habe! Was blieb mir übrig? Ich zog mit Mühe den linken Stiefel wieder aus, mit Mühe meine beiden eigenen an und kam gerade noch zum Abmarsch zurecht! —

Wie sagt Vischer? „Tüde des Objekts!“



Weihnachts- und Neujahrssitten.

Mitgeteilt von W. Dieterich, Bierstadt.

Jedesmal, wenn in der Silvesternacht die Gloden ihre eberne Stimme weithin in die Lande erschallen lassen und der Menschheit künden, wieder ist ein Jahr in den unermesslichen Abgrund der Weltenewigkeit gesunken, steigen alte Bilder, liebwerte Jugenderinnerungen in mir auf und lassen mich wieder im Geiste ein Stück meiner ungetriebenen Kindheit erleben. O herrliches, glückseliges Bedenken!

Fern abgeschlossen vom rastlosen, hastigen Trängen und Treiben der oft so selbststüchtigen und „Matzschüchtigen“ Welt durfte ich einen großen Teil meiner Jugend verleben. Umgeben von herrlichen Tannen- und Buchenwäldern, in einem lieblichen Tälchen lagen die wenigen Häuser, unter deren Bewohner sich althergebrachte Sitten und eigenartige Gebräuche erhalten haben. Besonders war es die Zeit um Weihnacht und Neujahr, die diese Sitten neu aufleben ließ sie unperfälscht von Geschlecht zu Geschlecht weiterpflanzte.

Wie erwarteten wir Jungen vor dem Feste sehnsüchtig den „Ausgeseller“, der auch zugleich Schäfer und Nachtwächter war, wenn er mit gewichtiger Stimme verkündete: „Zeit Mittag wernn Christbeem gehaage“. Aus jedem Hause ging jemand mal in den nahen Fichtenwald und durfte sich sein Baumagen selbst abhauen, das kostenlos abgegeben wurde. Welch „lieblichen Düfte“ durchzogen das Haus, wenn die Mutter die lederen Butterfuchen und Krangen bereitete, die unter Aufsicht eines darin erprobten alten Bruders im Gemeindegasthaus gebacken wurden. Am Spätnachmittag des heiligen Abends war alles „gerichtet“ und gerüstet; denn am Abend ging alt und jung, alter Sitte joigend, in die Dorfkirche. Wockte der Schnee noch so hoch liegen, der Wind noch so eifig brausen, sie ließen sich nicht abhalten, von den umliegenden Dörfern herbeizueilen und die „Kirchspielskirche“ zu füllen. Ein unvergeßliches Bild, wie sie in ihren alten Lauertrachten, einzeln und mehrere zusammen, die meisten eine „Leuchte“ tragend, den Hügel hinaufzogen, auf dem das alte Gotteshaus stand. Wie andächtig lauschten die durchfurchten, eigenartigen Bauerngesichter den Worten des ehrwürdigen Pfarrers, der schon ein Menschenalter hier gestanden und zu ihnen geredet. Wie stürzten wir Jungen noch Schluß des Gottesdienstes den Hügel hinab, dem freiwillichen Schulgange zu, wo uns inzwischen das Christkind beschenkt hatte. Waren es auch meist nur nützliche Kleinigkeiten, sie erfreuten uns weit mehr als all der Tand, womit man heute die Jugend zu beglücken sucht. In jedem Hause gab es den Abend ein Nationalgericht! Sauerbraten (das in Essig gelegte Fleisch des geschlachteten Schweines) und Kartoffelsalat mit Speck hergerichtet.

Nicht alle fassen konnte die alte Dorfkirche am heiligen Festtage alle die herbeigeisteten andächtigen Menschen, die immer gerne wieder die Weihnachtsgeschichte hören und mit sichtlichem Interesse dem Weihnachtsspiel folgten, das wir Kinder aufführten. Der Nachmittag führte uns von Haus zu Haus, wo wir uns mit Rätselspielen die Zeit vertrieben. Den „Alten“ wurde bei Besuchen die Brodsuppe (Lebkuchen in Kornbranntwein eingeweicht) gereicht, die in jedem Hause bereit stand. Der gemeinliche Löffel ging von Mund zu Mund. Zwischen den Jahren ruhte alle Arbeit. Man hörte keine Dreschsegl Klappern, die „Holzmacher“ feierten und man vertrieb sich die Zeit mit harmlosem Kartenspiel daheim im Hause. Der Hirt ging in diesen Tagen und „hob“ seinen Lohn, bestehend in einem Simmer Hafer, 50 Pfg. und einem Stück Speck.

Wurde der Neujahrstag „angeläutet“, hatten wir unsere Arbeit. Einer alten Sitte folgend, mußte jeder Obstbaum mit einem gebrauchten Strohseil umbunden werden, damit er reichlich Ertrag brachte. Es war keine Kleinigkeit für uns Jungen, in tiefem Schnee von Baum zu Baum zu laufen und mit kalten, dickerten Händen das Stroh um die Stämme zu binden. Was schadete es, wenn wir uns dabei im Schnee lugelten, dachten wir doch schon an die saftigen Äpfel und Birnen. Wie haben wir den alten „Philippot“, der das Läuten besorgte, gebeizt „gelt Ihr läutet lang“, denn nur die Bäume, die während des Läutens umbunden waren, trugen Früchte. Hatten wir ihn aber auf irgend eine Weise geärgert oder gar vergessen, aus dem nahegelegenen Flecken, wo wir alle Waren holen mußten, seinen Tabak mitzubringen, ließ er es uns an dem Tag entgelten und läutete ganz kurze Zeit und dann hieß sich aber geeit. Der Silvesterabend brachte uns dann ein eigenartiges Wendenfest, bei dessen Gedanken mir heute noch der Mund wässert: Hausmacherne geräucherte Bratwurst in Zwiebel- und Speckstücke mit gemischtem Salat (Kartoffelsalat mit fein geschnittenem, gedämpften Kraut vermischt).

Sobald die alte Dorfkuhr zwölf bedächtige Schläge getan, konnte man den Nachtwächter hören, wie er in jeder Hofreite zwölfmal in sein Wächterhorn blies und durch einen selbstgereimten Spruch „Neujahr anwünschte“. Und nun kamen sie alle nacheinander, die Fränz, die Schwarz, der Haareheinrich, der Luz und wie die Kerle alle hießen, die im Winter Körbe und Besen flochten und im Sommer Beeren pflückten, auch oft unberechtigt fischten und wünschten Neujahr an. Sie alle hatten ihre besonderen Sprüche, oft sinnreich, oft auch Unsinn enthaltend, aber gut gemeint war es jedenfalls. Sie hatten alle große Eile, denn sie „kloppten“ in der Nacht mehrere Dörfer ab. Viele mahnten zur Eile mit den Worten: „Laßt mich nicht so lange stehen, denn ich muß noch weiter gehen“. Auch ließ es sich die erwachsene Dorfjugend niemals nehmen, unter Absingen des Liedes „Wieder ist ein Jahr vergangen“ in dem Hofe zu erscheinen und „Neujahr zu wünschen“. Das, was ihnen im Dorf geschenkt, Speck, Wurst und Eier, an Dingen, wo damals kein Mangel war, wurde meist in dem Hause des Bürgermeisters gemeinsam verzehrt. Wie ist es dabei zu irgend welchen Ausschreitungen gekommen; denn die Alten hielten auf ehrbare Fucht und Ordnung. — O herrliche, glückselige Jugendzeit, o herrlichste du wieder, du schönste Zeit eines sorgenfreien Lebens!

Später lernte ich im Dillkreise andere Sitten kennen, die aber den Anstrich heuchlerischer Frömmigkeit und deshalb etwas Widerliches an sich hatten.

An des Dorfes steingefasster Quelle.

Von Otto Grünschlag.

(Schluß.)

Es wäre undankbar gegen den Weiher, wenn ich verschweigen wollte, wie er uns im Winter ein Ort der Freude war. Schon nach kalten Herbstnächten liefen wir morgens gleich an seinen Rand, um zu sehen, ob er teilweise oder ganz zugefroren war. Es war schwer, abzuwarten, bis die Eisbede trug. Da ging's manchem wie dem Bublein auf dem Eis. So stand auch ich einmal — es war an einem Sonntag nach dem Mittagessen — mit mehreren Kameraden am Weiher. Einer hatte mit seinem Schuh, um die Festigkeit des Eises zu prüfen. Auf einmal tracht's, und indem er hinabfällt, greift er mich und zieht mich mit hinein. Nun ging uns das Wasser bis unter die Achseln. Wenn wir versuchten, auf die Eisbede zu steigen, brach sie jedesmal ein. So bahnten wir denn vor uns her einen Weg bis zu der Stelle, wo die Frauen beim

Waschen standen, weil da der Rand niedrig war und das Heraussteigen ermöglichte. Nun ging's schnell heim, die nassen Kleider aus, ein trodenes Hemd an und ins Bett. Das kalte Bad hat weder Schnupfen noch Zahnschmerzen gebracht. — Auf der Eisbede des Weiher's ließ sich's so gut schleifen. Nun sind ja die Nachmittage im Winter so kurz. Kein Wunder, wenn auch noch nach Eintritt der Dunkelheit Buben und Mädchen „vergnügten noch weiter des Schleifens Begier“, ungeachtet des strengen Verbotes durch den Lehrer. Der war ja nicht jeden Abend zu Hause. Seine Anwesenheit wurde durch die erleuchteten Fenster verraten. So hatte man auch wohl eines Abends gedacht, vor seinem wachsamem Auge sicher zu sein, und war bis spät auf dem Weiher geblieben. Da plötzlich taucht er auf, und man stiebt auseinander. Am nächsten Morgen natürlich Untersuchung und Feststellen der Schuldigen. Sieh' da, da nennt auch einer meinen Namen, obwohl ich mich nicht an dem abendlichen Vergnügen beteiligt, sondern bloß meine Schwester zum Essen gerufen hatte. Mein Widerspruch wurde überstimmt, denn es meldeten sich noch mehrere, die vorgaben, mich gesehen zu haben. Was halfen meine Beteuerungen? Sie blieben den vielfachen Verschuldigungen gegenüber wertlos. Da entstand mir ein Ketter im größten Taugenichts der Schule. Der hebt den Finger, redt den Arm hoch empor und erzählt dann mit dem unschuldigen Gesicht: „Ich war gestern den ganzen Abend bei . . .“, der ist nicht auf dem Eis gewesen.“ Was er da von sich behauptete, war vollständig erlogen. Er wollte mich zum Dank dafür, daß ich ihn immer abschreiben ließ, von der ungerechtfertigten Strafe retten. Und das erreichte er auch. — Mit der Wiebergabe dieser psychologisch gewiß interessanten Tatsache verlaße ich den Weiher und wende mich dem Lamberich zu.

Der war gefährlicher als der Weiher, weil er eine größere Tiefe hatte. Ehe die Laufbrunnen errichtet wurden, haben alle Dorfbewohner aus ihm das Wasser zum Tränken des Viehes geholt. Nachmittags zwischen 4 und 5 sei das Wassertragen angegangen, und sein Spiegel sei so gesunken, daß man sich zuletzt tief habe bücken müssen, um noch schöpfen zu können. Einst hat ein Brett die Bohle, die beim Schöpfen zum Wiberlehen diente, mit der gegenüberliegenden Wand verbunden. Das bot nun für fähne Jungen eine ausgezeichnete Gelegenheit, ihre Geschicklichkeit zu erproben und ihren Wagemut zu zeigen. Sie benutzten nämlich das schmale Brett als Steg und schritten, vorsichtig einen Fuß dicht vor den andern setzend, auf ihm über den Brunnen hinweg. In meiner Jugendzeit war solche Betätigung des kindlichen Abenteuers nicht mehr möglich, weil man das Brett entfernt hatte. Dagegen hatten wir am Lamberich ein anderes Vergnügen. Wenn im Sommer die Hitze alles austrocknete, dann wurden die school (led) gewordenen Zuber und Fässer in den Brunnen geworfen. Da holten wir einen Zuber hervor, leerten ihn aus und setzten ihn vorsichtig wieder ins Wasser, so daß er auf der Oberfläche schwamm. Dann stellte sich einer hinein und fuhr, mit den Händen an der Mauer weiter greifend, rings um den Brunnen herum.

In den Lamberich legte auch der Patte bei trockenem Wetter die Besen, die er gebunden hatte. Der Patte! wieviel wäre von ihm zu erzählen. Wenn er einen getrunken hatte, so redete er von sich in der dritten Person und nannte sich „Patte“. Daher der Name. Meine älteste Erinnerung an ihn ist folgende: Mein Vater hatte unsere Scheune neu aufgebaut. Sie war eben aufgeschlagen worden; oben flatterten die Bänder am gepußten Bäumchen; der Spruch war gesagt, und nun gab's zu trinken. Jedenfalls wurde den Mädchen, die das Bäumchen gepußt hatten, zuerst gereicht. Da rief's auf einmal: „Ihr Marercher, vergeßt die Patte net!“ — Der Patte war arm, arm wie eine Kirchenmaus. Er hätte auch, wenn er nicht getrunken hätte, nicht reich sein können. Er besaß nur ganz wenig Ader und Wiesen, und die sämtlich in den schlechtesten Teilen der Gemarkung. Was er mit Besenbinden verdiente und als Kuhhirte, Polizeidiener und Nachtwächter einnahm, davon konnte er keine Schätze sammeln. Daran dachte er aber auch nicht im geringsten. Eine sorglosere, genügsamere Natur als er war, läßt sich kaum denken. Bei ihm gab's im ganzen Jahr kein Fleisch. Jede andere Familie des Dorfes fütterte sich ein Schwein zum Schlachten, der Patte nicht, weil er Kartoffeln und Milch für seine Leute brauchte. Und den Wegger ließ er sich auch nicht ins Haus kommen. Als mein Vater ihm einst riet, sich doch dann und wann ein Pfund Fleisch zu kaufen, da bekam er zur Antwort: „Ach, dat brauch mer net. Glaubt dau da, de met sei blanke Knebb (der Gerichtsvollzieher) sell mir in et Haus komme?“ — Es ist leider ein wahres Wort: Wenn die Leute arm sind, dann bekommen sie Streit. Der Patte, sonst der gutmütigste Mensch, lebte mit seiner Frau, der Marielathrine, immer auf dem Kriessfuß. Wenn er betrunken war, versuchte er wohl, tötlich zu werden. Aber da zog er stets den kürzeren, weil sie von gewaltiger Größe und Kraft war. In nüchternem Zustand trankte er sie mit beißenden Reden. Sie stammte von S. Das sei, so behauptete er, von verbannten Spitzbuben gegründet worden. Einst war er in seiner

Trunkenheit gefallen und hatte einen Arm gebrochen. Es war Herbst. Viele Kartoffeln waren noch draußen, und es gab schlechtes Wetter. Die Arbeit ging nicht voran. Als die Mariakathrine darüber klagte, sagte er zu ihr: „Eich kan net, en dau wollt net.“ Wie weit die bedauerliche Abneigung gegen seine Frau ging, das sieht man deutlich aus seinem Wort an sie: „Wenn eich emol sterwe en komme do henof, dat dau mer da nur net roißt.“ (Er meinte, sie stürbe vor ihm; wenn er dann stürbe und „hinauf“ käme, dann solle sie ihn nur nicht rufen.)

Die Brunnen hatten auch ihre Hüter. In meiner ersten Jugendzeit war's das „Wilmhesschnirche“ (Schnirche von Schnur). Ich kann mir die Frau noch etwas vorstellen: eine hagere Gestalt mit schmalem Gesicht und langer hoher Nase. Sie war stets daheim, weil sie ein „Krämchen“ hatte. Die allernotwendigsten Waren hielt sie feil: Mehl, Salz, Kaffee, Petroleum und vielleicht noch einiges andere. Jeder, der zum Brunnen wollte, mußte an ihrem Hause vorbei, und es entging ihr niemand. Sie wachte darüber, daß keiner mit dem hölzernen Vieheimer aus dem Milchbunn schöpfte, der den anwohnenden Familien noch das Trinkwasser lieferte. Wenn das aber doch einer wagte, dann wurde er vom Wilmhesschnirche in einer nicht gerade liebenswürdigen Weise zur Rede gestellt. Besonders wachsam war sie, wenn Kinderstimmen in der Nähe der Brunnen laut wurden. Da galt es, aufzupassen, daß sie das Wasser nicht verunreinigten. Wehe dem, der das wagte! Der wurde vom Wilmhesschnirche bis ins Elternhaus verfolgt, und wenn das am entgegengesetzten Ende des Dorfes stand.

Haas, ein früherer Bewohner des Hauses, in dem jetzt das Schnirche waltete, galt allgemein als unehrlich. Nun war seinem Nachbarn Reeh, einem allgemein seiner Gewalttätigkeit wegen gefürchteten Manne, ein Stüd Leinwand von der Bleiche gestohlen worden. Der ging ohne weiteres zum Haas und sagte ihm den Diebstahl auf den Kopf zu, fügte aber die Drohung hinzu, wenn die Leinwand bis morgen früh nicht da sei, dann schlage er ihm alle Knochen im Leibe entzwei. Und wirklich, am andern Morgen steckte sie an der Rückseite des Hauses in einem Loch des Fachwerks. Der Haas wollte sich aber die Beschuldigung nicht gefallen lassen, zumal andere sie gehört hatten. Deshalb verklagte er den Reeh. So wurde denn vom Gericht in Marienberg ein Tag zur Verhandlung angesetzt. Morgens in aller Frühe macht sich der Reeh mit einem guten Stod auf den Weg, geht bis hinter Stein, wo die Straße rechtwinklig in die Landstraße nach Hof einläuft und legt sich da beim „Stod“ (Wegweiser) in den Graben. Nach einiger Zeit kommt auch der Haas daher. Da steigt er aus dem Graben hervor und beginnt: „Wu wollt dau da hi?“ „Dat weßt dau doch selwer.“ „Wollt dau mache, dat dau ham kemst!“ Und als der Haas noch zögert, da heißt's: „Sall ich der noch emol sa: Wollt dau mache, dat dau ham kemst!“ Und brummend macht der Haas Kehrt. Der Reeh aber geht aufs Gericht. Da der Kläger nicht kommt, gewinnt Reeh den Prozeß. — Wenn es auch zu keiner eigentlichen Verhandlung kam, so trug sich hier doch etwas zu, das ich wiedergeben muß: Als der Reeh eintrat, ließ er die Kappe sitzen. Der Amtmann: „Warum ziehst du die Kappe nitt ab, wenn du herein kommst!“ Reeh: „Dat werd dir wohl sa Kopfschmerze bringe!“ Der Amtmann entrüstet: „Wie können Sie sich unterstehen, mich zu duzen?“ Reeh ruhig: „Sei hon meich irscht (erst) geduzt.“

Zum Schluß kehre ich noch einmal zu den drei Brunnen zurück. Heute sind sie verwahrlost. Das Dorf hat seit längerer Zeit Hochdruck-Wasserleitung. Vom Weiher kann man frei nach Chamisso sagen: „Und fragst du nach dem Weiher, du findest ihn nicht mehr.“ Er ist fast vollständig zugewachsen. Auch die beiden andern sind ganz vernachlässigt, weil sie nicht mehr benutzt werden. Wenn ich heimkomme und sehe das, so stimmt es mich wehmütig. Doch wenn ich wieder in der Ferne bin, dann ist der heutige Zustand bald vergessen. Dann steht vor mir, wie sie einst in meiner Kindheit war: Des Dorfes steingefasste Quelle, zu der wir schöpfend uns gebüdt, ja mehr noch, an der wir spielten im Sommer und im Winter in kindlicher Lust und Unbekümmtheit.

Unsere Haustiere in Sprichwort und Redensart.

Von A. Gebauer (†).

In seinem täglichen Umgang mit der Natur hat sich der deutsche Bauer ein offenes Auge und Ohr bewahrt. Er hat sich mit den Eigenheiten der Tiere bekannt gemacht, mit denen er tagaus, tagein zusammentrifft. Er kennt deren mannigfaches Leben und Treiben genau und weiß oft sogar von jedem Einzelwesen innerhalb einer Gattung manche Besonderheit zu berichten.

Diese Eigenheiten hat man auf das menschliche Leben übertragen, hat Sprichwörter und Redensarten geprägt, in denen Ver-

gleiche gezogen werden zwischen Tier- und Menschenleben, in denen man Vorgänge aus dem Tierleben auf das menschliche Leben verwenbet. Die Zahl dieser Redensarten ist größer, als man denkt. Und wer sich eingehender mit diesem Gebiet der Volkstunde beschäftigt, wird staunen über den Reichtum an Bildern und Vergleichen. Einige der bekanntesten Sprichwörter, die innerhalb der blau-orangen Pfähle im Gebrauch sind, möchte ich heute dem „Landboten“ in die Mappe legen.

I. Das Pferd.

1. Auf's Pferd kommen = reich werden. Nur dem Wohlhabenden, dem Reichen ist es möglich, sich ein Reitpferd zu halten.

2. Auf's Schusters Rappen reiten = zu Fuß gehen. (Auf der Apostel Pferde reiten oder apostolieren = zu Fuß gehen auf Grund des Taufbefehls: *G e h e t* hin in alle Welt . . . lat. Redensart: *per pedes apostolorum*. — Engl. *to ride a hayard of ten toes* = einen Braunen mit 10 Zehen reiten.)

3. Das bringt einen Gaul um. Man gebraucht diese Redensart, um seinem Unwillen Luft zu machen, wenn man z. B. gezwungen ist, ein endloses, albernes Geschwätz mitanzuhören, das selbst einen Gaul, der doch wegen seiner Stärke eine tüchtige Portion vertragen kann, „umbringen“ könnte. (cf. Er kann aufschneiden, daß kein Pferd mitläuft.)

4. Die Pferde hinter den Wagen spannen = das verkehrteste Mittel zur Erreichung eines Zieles wählen.

5. Eine Gaulstur durchmachen = übermäßig starke Medizin, wie sie wohl für eine Pferdenatur, nicht aber für einen zarteren Menschen sich eignet, einnehmen.

6. Einen auf faulem Pferde ertappen = einen bei einem Unrecht erwischen. (Die Redensart lautete urspr. „einen auf faulem Pferde ertappen“; das Volk verstand das seltene Wort *fahl* nicht und ersetzte es einfach durch *faul*. — Für die Redensart „einen auf faulem Pferde ertappen“ bietet sich eine doppelte Erklärung: 1. Offenb. Joh. 6, 8 heißt es: „Und ich sahe, und siehe ein *fahl* Pferd; und der darauf saß, des Name hieß *Tod*, und die Hölle folgte ihm nach.“ Wer also auf *fahlem* Pferd (bei irgend einer bösen Tat) ertappt wird, zeigt sich als Genosse der Hölle. — 2. Die Redensart kann aber auch ihren Ursprung auf die altgermanische Mythologie zurückführen. Wuotan durchjagte mit seinem Gefolge auf *fahlen* Pferden den Weltenraum. Wer demnach auf *fahlem* Pferde ertappt wird, ist zur Gefolgschaft Wuotans, zum unheimlichen, gespensterhaften wilden Heere zu rechnen.)

7. Geschenktem Gaul sieht man nicht ins Maul. An den Zähnen läßt sich das Alter eines Pferdes (bis zum neunten Jahre) feststellen. Bei einem geschenktten Gaul soll man nicht nach dem Alter fragen, sondern ihn dankbar hinnehmen. Das Sprichwort, das im Lat. „*Noli, ut vulgare est proverbium, equi dentes inspicere donati*“ lautet, wird auch auf jedes andere Geschenk übertragen.

8. Mach' mir den Gaul nicht scheu! Pferde werden leicht scheu vor wehender Wäsche, vor Vogelscheuchen, vor einem Wegweiser. Was diese auffallenden Dinge für ein Pferd sind, das sind für uns die Aufschneider eines Abenteurers (cf. Jägerlatein), die wir, wenn sie arg kommen, von uns abwehren mit den Worten: „Jezt mach' mir aber die Gaul nicht scheu!“

9. Sein Stedenpferd reiten = eine besondere Liebhaberei haben. Da solche Liebhabereien oft kostspielig sind, prägte man das Wort: Stedenpferde sind oft teurer als arabische Hengste.

10. Sich aufs hohe Ross setzen = einen hochfahrenden, hochmütigen Ton anschlagen; jemanden von oben herab behandeln, auf ihn herniedersehen wie der Reiter auf den Fußgänger.

11. Vom Pferd auf den Esel kommen = arm werden, aus besserer Lage in eine schlechtere kommen.

II. Der Esel.

1. Den Esel zu Grabe läuten. Diese Redensart wird Kindern gegenüber gebraucht, die, auf einem Stuhl sitzend, ihre Beine hin und her baumeln lassen. Das Scherzwort weist auf die sogenannten Eselsbegräbnisse des Mittelalters zurück, und diese haben ihren Ursprung in dem Bibelwort: Er (König Josafat) soll wie ein Esel begraben werden, zerhauet und hinausgeworfen vor die Tore Jerusalems. (Jerem. 22, 19.) Hieron entlehnte man im Mittelalter Namen und Fingerzeige für das Eselsbegräbniß (*sepultura asinina*). Dieses wurde den Ketzern, den im Kirchenbann Verstorbenen, auf Beschluß des Konzils zu Reims 900 zu teil, ferner den Verbrechern, die bei Ausübung ihrer Missetat erschlagen worden waren, den Selbstmördern, den bereits Verurteilten, die vor der Hinrichtung im Kerker starben, seit dem 16. Jahrhundert auch den im Zweikampf Gefallenen.

Diese Menschen wurden ohne jede kirchliche Feierlichkeit, ohne Glockengeläute auf ungeweihter Erde (auf dem Schindanger oder anderen verachteten Plätzen) wie ein verendetes Tier eingescharrt. Oft wurde noch die Strafe verschärft. Man schleifte

den Leichnam in einer Kuhhaut zur Grabesstelle oder ließ bei einem, der sich erhängt hatte, das Ende des Strides aus dem Grabe hervortragen.

2. Den Sack schlägt man, und den Esel meint man, wenn man an einem Höherstehenden seinen Unwillen auslassen möchte, dafür aber den Untergebenen schilt, allerdings so, daß sich ersterer doch betroffen fühlen muß (lat. qui asinum non potest, stratum caedit).

3. Einen auf den Esel bringen = jemanden strafend beschimpfen. Im Mittelalter wurden Ungehorsame oder Widerspenstige auf einen Esel gesetzt und zur Freude der Jugend durch die Stadt geführt.

4. Er versteht von einer Sache soviel wie der Esel vom Garnwideln, also nichts (lat. asinus ad lyram).

5. Ihn bitten wie einen Esel, d. h. mit Schlägen.

Wir wollen ihn bitten und sagen,
Als man dem Esel tut;
Will er den Sack mit tragen,
So steht man ihn genug.

6. Wenn's dem Esel zu wohl ist, geht er aufs Eis tanzen. Diese Redensart ist einer Fabel entlehnt. Für seinen Nutwillen wurde der Esel dadurch bestraft, daß er ein Bein brach.

III. Ziege und Bod.

1. Den Bod zum Gärtner machen oder den Bod auf die Haserliste setzen = eine Sache schlimmen Händen anvertrauen. (cf. ovem lupo committere = das Schaf dem Wolf anvertrauen.)

2. Einen ins Bodshorn jagen = einen so in die Enge treiben, ihm Furcht und Schrecken einflößen, daß er vor Angst dem Teufel geradezu ins Horn läuft. (Die Redensart wird von Luther häufig gebraucht.)

3. Einen zum Sündenbod machen = einem die Sünden und Vergehen anderer aufbürden (in die Schuhe schieben), so daß er dafür büßen muß. Die Redensart hat ihren Ursprung in der Stiftung des großen Versöhnungstages (3. Mos. 16.) Nachdem der Hohepriester für sich und seine Familie einen Stier geopfert hatte, führte man zur Entsündigung des Volkes zwei Böde vor den Altar und warf über sie das Los. Auf dem einen Los stand „dem Jehovab“, auf dem anderen „dem Asasel“. Der Bod, den das erste Los traf, wurde geschlachtet, den anderen, den Sündenbod, setzte man, nachdem der Hohepriester die Hand auf ihn gelegt hatte, in die Wüste zum Asasel. Man betrachtete das Opfertier als Stellvertreter des Sünders, der eigentlich den Tod verdient hatte. Darum mußte er zum Zeichen der Übertragung seiner Sünden seine Hand auf das Opfertier legen; dies tat der Hohepriester als Vertreter des ganzen Volkes.

IV. Das Schwein.

1. Wir haben die Säue noch nicht miteinander gehütet. Dieses derbe Wort bekommt oft der zu hören, der sich unbefugterweise herausnimmt, einen andern zu buzen.

2. Schwein haben = Glück haben.

Umschau.

* **Neue Bücher.** Im Verlag von E. Bierman in Barmen erschien ein nett ausgestattetes Buch des Sonnenberger Lehrers und Schriftstellers Wilhelm Wittgen, dem Herausgeber der „Rassovia“, unter dem Titel „Freiwillige vor!“ W. Wittgen vereinte fünf anspruchsvolle, vollständige Erzählungen zu einem schlichten Band. Die ländliche Bevölkerung wird gern nach dem Buche greifen, das Namen bringt, wie Bach und Wintermeyer, in Sonnenberg so bekannt und zahlreich vertreten. Mit Anteilnahme werden die Leser die Schicksale verfolgen, die den Burschen im Kriege widerfahren, von der warmen Liebe, die sie zu Hause bei der Heimkehr umfängt. Von Sorgen und Not, Tränen und Kummer, aber auch von reinen Freuden weiß Wittgen zu berichten. h. — „Gärtnerische Dänerlehre.“ Ein praktisches Handbuch für Gärtner und Pflanzenfreunde, Zierpflanzen im Gewächshaus, im Zimmer und Garten, sowie Obstbäume und Gemüse auf angemessene Art zu düngen. Von H. Gaerdt, weil. Königl. Gartenbau-Direktor. 6. Auflage, neu bearbeitet von Max Löbner, Königl. Garteninspektor. Mit 9 Tafeln. (Verlag von Trovitzsch & Sohn, Frankfurt a. O.) — Im gleichen Verlag erschien außerdem: „Praktische Erdbeerkultur.“ Anleitung zur Anlage und Pflege von Erdbeerpflanzungen sowie Ernte, Verpackung, Versand und Verwertung der Früchte von E. Spangenberg, Erdbeerplantagenbesitzer in Morsleben. Dritte umgearbeitete und vermehrte Auflage. Mit 104 Abbild. im Text. — Im Verlag der L. V. Enderschen Kunst-Anstalt, Neutitschein, erschien: „Goldene Regeln der Bienezucht.“ Mit Bildern von Georg Wieninger.

Warum? — Darum!

Volkslied.

Ich geh' durchs grüne Wiesental
An jedem Tag so manchesmal;

Warum?

Ein Mädchen wohnt dort, lieb und gut,
Mit frischem Sinn und ledem Mut;

Darum!

Dort, wo die alten Weiden steh'n,
Dort tut der Bach das Mühlrad dreh'n:

Warum?

Damit der reiche Müllersmann
Auf seiner Mühle mahlen kann:

Darum!

Der Müller macht ein schief Gesicht,
Doch kümmert mich der Müller nicht:

Warum?

Weil er doch nicht verhindern kann,
Daß Käthchen mich schaut freundlich an:

Darum!

Die Mühle geht bei Tag und Nacht,
Und doppelt hält der Müller Wacht:

Warum?

Daß er die leeren Trichter füllt
Und nicht der Fuchs sein Träubchen stiehlt;

Darum!

Mein lieber Müller, habe acht,
Der Fuchs stiehlt doch trotz deiner Wacht:

Warum?

Weil du der Augen zwei nur hast,
Die Liebe aber hundert fast:

Darum!

Heinrich Diefenbach f.



Inhalts-Verzeichnis.

(Die Zahlen beziehen sich auf die Seiten des Landboten. Erzählungen und Gedichte sind nicht berücksichtigt.)

Wohlfahrtspflege. Kriegswirkungen auf dem Lande 3. Wiedereinführung der Schafzucht 4. Die Garten- und Landwirtschaft und die Vögel 15 u. 26. Ein altes Handwerk in neuem Gewand 16. Kriegsfürsorge und Armenunterstützung 28. Rückgang des Schnapsverbrauchs 39. Landwirtschaftliche Lehranstalten der kommenden Zeit 42.

Heimatschutz und -pflege. Ein ausgerotteter Räuber in Alt-Rassau 5. Bergen und Waldungen 1. Alte Linden 11. Die Schönheit der Wiese 18. Ratschläge 19. Schutz unsern Eulen 24.

Bildung und Erziehung. Jugendpflegekurs für ehemalige Volksschülerinnen 4. Wie gewinnen wir unser Volk für gute Literatur? 11. Krieg und Kriminalität der Jugendlichen 31. Gegenringe 39. An des Dorfes steingefasster Quelle 46 u. 50.

Brauch und Sitte. Brauch und Sitte bei der Jahreswende am Taunus 4. Ein Westerwälder Märkerdingtag 6. Historische Sprichwörter und geflügelte Worte in Nassau 14, 18 u. 27. Wie alt sind die Bauernregeln? 23. Der Apfel in Mythos und Volksglauben 34. Aus alten Badeordnungen 35. Das Dorf- wirtshaus 35. Jugend hat keine Tugend 36. Im Russenbad 38. Salz im Volksglauben 44. Weihnachts- und Neujahrsitten 49. Unsere Haustiere in Sprichwort und Redensart 51.

Verschiedenes. Nassauische Originale (Der Bub) 2. Das älteste Gasthaus in Deutschland 3. Nassauische Originale (Herz Löb) 7. Der schielende Landrichter 8. Ist der Specht nützlich oder schädlich? 8. Gemeindehaus 12. Die Rosenbrautstiftung zu Hochheim a. M. 16. Nassauische Originale (De Morge Hoimerich) 19. Welschorn 20. Von den Wundern des Apfels 24. Der Scharfrichter im Dienste der Volkswirtschaft 28. Nassauische Originale (Der beliebte August) 30. Das Huhn von Verbun 32. Kosegger, der „Windmacher“ 32. Geflügel im Obstgarten 32. Die Heiratsfrage nach dem Kriege 36. Die Gleichheit des Friedhofs 36. Der Oleander als Haustierfeind 36. Die Heilkraft der Walderdbeere 40. Nassauische Originale (Hampeters Schuster) 43. Vom Zundelfrieder 44. Kaffeegrund als Viehfutter 48. Über die Gistigkeit von Tagus und Alajie 48. Beobachtungen beim Angeln 48.